



# ORIENTIERUNG

Nr. 20 63. Jahrgang Zürich, 31. Oktober 1999

**M**EINE AUGEN SAHEN als Erstes die geliebte Landschaft, Schönheit, nur Schönheit...» So trat das Kind am 18. Juli 1906, morgens um sechs, in die Welt ein, welche die Gegend am Tegernsee bedeutete. Im Ganghoferhaus, welches einem Bruder des Schriftstellers gehörte, wurde Grete Weil geboren. Sie war «das Ersatzkind» für eine verstorbene ältere Tochter. Vom Vater, dem erfolgreichen Münchner Anwalt und Justizrat Dispeker, wurde sie «mit der ganzen Zärtlichkeit seines Herzens geliebt, so sehr, daß er mir Kraft für mein langes, wahrhaft nicht immer einfaches Leben gab». Er nannte sie – nicht anders als Thomas Mann die Tochter Erika – «sein kühnes herrliches Kind» und folgte mit dieser Charakterisierung der Wagner-Begeisterung seiner Zeit. Die Tochter aber schätzte bald einmal Verdi und Mozart höher ein und wollte auch aus der jüdischen Gemeinde austreten, «weil mich nichts, aber auch gar nichts mit dieser Religion verbindet und ich es für verlogen halte, so zu tun, als ob da doch etwas wäre». In solchen Momenten schaute der Vater sie traurig an und meinte, «es wäre feige, aus seinem Jüdischsein davonlaufen zu wollen».

## Leicht zerstörbar sind die Zärtlichen

Die Mutter wollte das Mädchen anders, als es war: Sie wünschte es im Hinblick auf die Zukunft gesellschaftlich erfolgreich, oberflächlich, schön, mondän. Ihr Lieblingskind war der um zwölf Jahre ältere Sohn. Die Tochter schreibt in den Erinnerungen «Leb ich denn, wenn andere leben»: «Ich dachte oft, wie sehr könnte ich sie lieben, wenn sie bloß nicht meine Mutter wäre.» Sie war – wohl im Gegensatz zu ihrer Tochter und zu ihrem Gatten – keine Zärtliche und daher nicht leicht zerstörbar. Damit tröstete sich schon die junge Grete Weil, denn in der Familie galt als Lieblingssatz ein Hölderlinwort: «Leicht zerstörbar sind die Zärtlichen.» Erst die gemeinsam erlebte Kriegs- und Verfolgungszeit änderte die Beziehung zwischen Mutter und Tochter und brachte die zwei Frauen einander näher. Von beiden Eltern hat Grete Weil indessen Anteile geerbt, die väterliche Subtilität wie die mütterliche Nüchternheit.

Ihren Bruder Fritz hat Grete Weil «leidenschaftlich» geliebt und ist hierin einer zeitgemäßen Konstellation gefolgt, denkt man an die gleichaltrige Erika Mann und ihre Beziehung zum Bruder, Klaus Mann. Im Rückblick fällt der Autorin Musils Gedicht «Isis und Osiris» ein, dessen eine Zeile sie zum 90. Geburtstag des Bruders zitiert hat: «Unter hundert Brüdern dieser eine und er aß ihr Herz und sie das seine.» Die Intensität dieser geschwisterlichen Verbundenheit läßt sich an Grete Weils Fazit ermessen, nachdem der Bruder gestorben ist: «Jetzt war auch der nächste Mensch von mir gegangen. Geblieben ist unendliche Leere und die trostlose Gewißheit, die Letzte in meiner Familie, ja, die Letzte eines ganzen Zeitalters zu sein.»

Die einstmalen verwöhnte Tochter ist später oft und schmerzlich aus den Lebensbahnen geschleudert worden. Nach dem Studium der Germanistik in Berlin, München und Frankfurt heiratete sie 1932 den Dramaturgen Edgar Weil. Sie konnte bereits einige Erfolge als Schriftstellerin vorweisen, als Hitlers Machtantritt das junge Paar zum Exil zwang. 1935 reisten die beiden nach Holland. Dort baute sich Grete Weil mühsam genug eine Existenz als Fotografin auf. Doch die NS-Besetzung Hollands setzte erneut eine Zäsur. 1941 wurde Edgar Weil zusammen mit vielen anderen jungen jüdischen Männern verhaftet und nach Mauthausen deportiert, wo er umkam. Grete Weil wandelte sich angesichts dieser Urqual zur «Zeugin des Schmerzes». Sie hat das traumatisch verknotete Erlebnis in jenem Buch umgesetzt, das in Holland zu einem der wichtigsten Bücher über die NS-Besetzung wurde: «Tramhalte Beethovenstraat». Im deutschsprachigen Raum indessen blieb es nach seiner Veröffentlichung 1963 – im Zug der allgemeinen Verdrängung – lange Zeit kaum beachtet.

Sie selbst arbeitet vorerst noch beim Jüdischen Rat Amsterdams, dieser tabuisierten, später aber zunehmend kritisierten Institution, welche auf Geheiß der NS-Besatzungsbehörden in den okkupierten Ländern des Dritten Reichs ihre Arbeit aufnahm und u.a. für die Gestapo die Deportationslisten zusammenstellte, da sie am umfassendsten über

### LITERATUR

**Zum Leben und Werk von Grete Weil, 1906–1999:** Biografie mit Wendezeiten – 1932 Heirat mit Edgar Weil – 1935 ins Exil nach Holland – NS-Besetzung Hollands, Deportation ihres Gatten nach Mauthausen und in den Tod – «Tramhaltestelle Beethovenstraat» als Zeugnis dieses Schmerzes der NS-Besetzung – Ihre Mitwirkung im Jüdischen Rat Amsterdams – Zur Rettung taucht sie bei Freunden unter und schreibt – Nach dem Krieg schwierige Neuanfänge im «Land meiner Mörder, meiner Sprache» – Ihr Werk im Spannungsfeld Widerstand/Anpassung – «Meine Schwester Antigone» – «Spätfolgen», Spuren der Hitler-Zeit bei Überlebenden – Unbehagen über die Heldenverehrung – «Der Brautpreis» und ihr Umgang mit geschichtlichen Gestalten und Themen.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

### POLITIK

**Polens Beitritt in die NATO und EU:** Eine Herausforderung für die Russische Föderation? (Zweiter Teil) – Historische Belastungen im russisch-polnischen Verhältnis – Polens prowestliche Option nach der Wende – BRD wird als direkter Nachbar und als Partner zugunsten Polens Integration in die NATO und EU gesehen – Eigenständige polnische Ostpolitik erst im Entstehen – Die Pariser Grundakte und die unveränderten außenpolitischen Ziele Rußlands – Verankerung Polens in der NATO gibt seiner schwierigen Diplomatie etwas Spielraum – Implikationen und Folgen des Kosovo-Krieges. *Zbigniew Wilkiewicz, Vlotho*

### KIRCHE/EUROPA

**Europa Hoffnung machen:** Erklärung von *Internationale Bewegung Wir sind Kirche und Europäisches Netzwerk «Kirche im Aufbruch»* für die Zweite Sondersammlung für Europa der Bischofssynode – Ein Angebot einer neuen Vision von Kirche – Erwartung des Neuen – Frieden begründen helfen – Menschenrechte, auch innerhalb der Kirche und für die Frau – Die Schöpfung hüten – Macht teilen – Im Gebrauch der Macht Vorbilder sein – Konzil zur Erarbeitung eines neuen Leitungsstatuts der Kirche – Gemeinschaft der Kirchen besiegeln – Die gemeinsame Wurzel Abraham verbindet Judentum, Christentum und Islam – Appell an die Bischöfe und Bereitschaft zum Dialog mit ihnen.

### ESSAY

**Architektonische Spurensuche in Berlin und Paris:** Pariser Platz einst Mittelpunkt großstädtischen Lebens in Berlin – Schlägt dort das Herz der Hauptstadt? – Trotz Unterschieden zu Paris vergleichende Spurensuche zum besseren Verstehen der Besonderheiten – Als roter Faden jüdische Präsenz – *Bibliothèque de France* in Paris und die «versunkene Bibliothek» von *Micha Ullmann* in Berlin – Das Pariser Marais-Viertel – Das Berliner «Scheunenviertel» – Lücke in einer Häuserzeile von C. Boltanski zum Mahnmal gestaltet – Das Pariser Pendant im *Musée d'art et d'histoire du Judaïsme* – Libeskind's «Jahrhundertbau» – Die «voids» als sichtbarer Ausdruck des Nichtdarstellbaren – Ästhetik der Abwesenheit – Metropolen als Orte der Erinnerung – Leerzeichen in den «Texten» der Stadt – Wünschenswerte Identität jenseits nationaler Fixpunkte.

*Walter Lesch, Louvain-la-Neuve*

die notwendigen Personalien der potentiellen Opfer verfügte. Grete Weil hat über diese Lebensphase ausführlich in ihrem Buch «Meine Schwester Antigone» (1980) berichtet. Doch als sich auch für sie die Lage zuspitzt (die Mitglieder des Jüdischen Rats sind vorerst noch von den «Arbeitseinsätzen» in Deutschland freigestellt worden), taucht sie bei Freunden unter: «Ich werde ihnen auf keinen Fall freiwillig in die Hände laufen, werde – dies ein letzter Widerstand – um mein Leben kämpfen.» Der Rettungsversuch gelingt. Grete Weil schreibt im Untergrund an Texten und rettet damit wohl auch ihre Seele. Es entsteht u.a. ein dramatisches Stück, das sie in ihren späten Erinnerungstext von 1998 einfügt. Aber im Rückblick erkennt sie: «Ich bin durch die tiefste Hölle des Zweifels am Sinn, des Verzweifels gegangen. In sechs furchtbar schweren Jahren ... habe ich versucht zu lernen, ja zum Leben zu sagen». So hat sie es auch 1947 in einem Brief an Margarete Susman geschrieben. Wie aus Ruth Liepmans Erinnerungen («Vielleicht ist Glück nicht nur Zufall», 1993), wie aus Anne Franks Tagebüchern, wie aus Ety Hillesums Diarien gewinnt man auch aus den Aufzeichnungen Grete Weils prägende Eindrücke des jüdischen Lebens im besetzten Holland. Die Schuld, die indessen manche andere Überlebende, welche Eltern und Geschwister im KZ verloren hatten, zeitlebens umtrieb, weicht hier der grenzenlosen Trauer, dem Schmerz um den so früh verlorenen Gatten. Ein weiblicher Orpheus klagt.

Das alles aber hatte jener «Clown» inszeniert, den Grete Weil im Winter 1932/33 aus nächster Nähe erlebt hatte. Sie saß im Parkett des Münchner Gärtnerplatz-Theaters. Einmal wandte sie sich zurück und erblickte hinter sich einen Mann mit Bärtchen, Haarsträhnen, stechenden Augen: «Als ich ihn sah, schien er mir nichts als ein Schmierenschauspieler zu sein..., so daß ich draußen Edgar berichtete, auf diesen Clown könne das deutsche Volk nicht hereinfallen, das sei vollkommen unmöglich.» Der Clown hieß Adolf Hitler.

### Schwierige Neuanfänge

Bald nach Kriegsende kehrt Grete Weil ins «Land meiner Mörder, meiner Sprache» zurück. Man hat es ihr oft verargt, aber die Dichterin in ihr siegt: Ihre Sprache braucht die ihr zugehörigen Leser.

Sie heiratet den Opernregisseur Walter Jokisch, einen Freund ihres Gatten. Er ist Nichtjude und während des NS-Regimes ein erklärter Gegner gewesen, er bietet ihr Schutz und stärkt ihren Glauben an «das andere Deutschland» (Ulrich von Hassell). Und so gelingt es ihr allmählich, wieder Beziehungen mit Menschen aufzunehmen, «die nicht in den dämonischen Kreis des Bösen miteinbezogen waren». Langsam kehrt sie ins Leben zurück. Als Librettistin zu Henzes erster großer Oper «Boulevard Solitude» kommt sie erstmals im öffentlichen deutschsprachigen Raum ins Gespräch. Zusammen mit der sensitiven Musik des Komponisten begründet sie anlässlich der Uraufführung 1952 in Hannover einen neuartigen Typus des musikalischen Zeittheaters.

Ihre ersten Romane indessen, die sie in den folgenden Jahren vorlegt, finden nicht den verdienten Nachhall. Dabei möchte sie nicht nur schreibend das Leben mitgestalten, sondern auch als Chronistin im Zeugenstand gehört werden. Einen richtigen Durchbruch erlebt sie erst im Alter: Da werden ihre Bücher vorerst im Benziger Verlag, später im jungen Unternehmen Nagel & Kimche verlegt. 1988 erhält Grete Weil den Geschwister-Scholl-Preis. Die Auszeichnung läßt an das Hauptthema ihres Schaffens denken, das sich im Spannungsfeld Widerstand/Anpassung angesiedelt weiß. Während es den einen gegeben ist, Widerstand zu leisten, fehlt den anderen der Mut zu dieser Rebellion. Diesen schlägt sich auch die Autorin zu, denn ihre literarischen Rechenschaftsberichte in eigener Sache streben Ehrlichkeit an. In Antigone erkennt sie zwar ihre mythische Gefährtin, doch im Gegensatz zu Ödipus' Tochter vermag sie sich nicht der tödlichen Konsequenz zu beugen: «Ich sagte nicht nein

– Neinsagen, die einzige unzerstörbare Freiheit, Antigone hatte sie souverän genutzt.» Der Roman «Meine Schwester Antigone» (1980) machte die Schriftstellerin einem großen Leserkreis bekannt. Wahrscheinlich ist das Buch im richtigen Zeitpunkt erschienen. Es enthält u.a. die Begegnung einer alten Frau, die in einem Hochhaus der Frankfurter Innenstadt wohnt, mit einer jungen Sympathisantin der Terroristenszene: Es werden Wege der Verständigung gesucht zu einer Zeit, da sich das zeitpolitische Klima verschärft hat und die Ausweglosigkeit allmächtig erscheint. Unter dieser aktuellen Schicht aber liegen weitere Sedimente: die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, die seit den siebziger Jahren immer mehr gefordert wird, ferner aber auch die Beschäftigung mit Antigone, das Thema eines Buches, das nie zu Ende geschrieben wird. Es ist das immerwährende Lebensbuch Grete Weils, die stete Herausforderung. Antigone aber bleibt die Gestalt, die vom Ich angenommen werden will: «Ich drücke Antigone an mich, versuche sie mit meinem Mantel zu beschützen. Warum bringe ich sie nicht fort in Wärme, in die Geborgenheit eines Hauses?» Und wenig später heißt es: «Mein Gedächtnis ist ausgelöscht. Woher bin ich gekommen? Wo gehöre ich hin? In welches Land? An welchen Ort?» Viel ist in diesem Buch von der innersten Mitte der Autorin enthalten.

### Spätfolgen, Stigmata

Es sind diese Fragen, welche die Überlebenden des Holocaust zäh begleiten. In der Erzählungssammlung «Spätfolgen» (1992) hat Grete Weil sie am Beispiel verschiedener Figuren aufgeworfen. Da ist der jüdische Schulfreund, der sich nach Amerika gerettet hat und nur noch englisch sprechen will, keinesfalls deutsch, die Sprache der Mörder. Bei Esther soll ein Computer-Tomogramm aufgenommen werden, aber als sie in die Röhre geschoben wird, schreit sie auf, weil sie wieder den Schlauch von Treblinka vor sich sieht. «Alles um mich herum ist Spätfolge, weil die Hitler-Zeit so tiefe Spuren hinterlassen hat, daß keiner, der damals lebte..., sich ihr entziehen kann», sagt Grete Weil im Nachwort. Viel ist in den vergangenen Jahren über die Spätfolgen des Holocausts debattiert worden, über die Stigmata selbst in der zweiten und dritten Generation. Doch jede noch so sorgfältige wissenschaftliche «Aufbereitung des Materials» ersetzt nicht die Anschaulichkeit einer einzelnen Biografie, einer individuellen Tragödie. Solche Trauergeschichten aber führt Grete Weil vor. Sie sieht sich dabei «nur» als Zeugin für die Verfolgung, nicht aber für die Deportation oder gar die KZ-Greuel, da sie diese nicht selbst erfahren hat. Eine solche Zurücknahme ist ein Akt der Bescheidenheit, vor allem aber auch ein Gradmesser für die realistische Einschätzung der eigenen Chronistenfunktion und ein Indiz für die Authentizität der Texte. Nicht umsonst wählt die Autorin das Verfahren der Ironie, des Understatements. Jegliches Wehleid verbietet sie sich und den Lesenden. Lieber wählt sie dafür den Gestus der staubtrockenen Reminiscenz, ja bisweilen auch des Sarkasmus. Ihre Figuren fühlen sich dabei lediglich nach amerikanischer Manier «happy», wie der Onkel sagt, jedoch «nicht glücklich».

In ihren Texten lebt immer das Wissen mit, daß Historie als ein Kontinuum zu begreifen ist, nicht als eine zeitlich und räumlich abgeschlossene Größe. Damit wird in ethischer Hinsicht an die Verantwortung appelliert, der sich keiner, auch nicht durch «die Gnade der späten Geburt», entziehen kann. Auf der künstlerischen Ebene erwächst dadurch der Autorin eine große Freiheit: Alles kann gegenwärtig sein, die jüngste Vergangenheit wie das entlegenste Saeculum. Überzeugend hat sie dies etwa im Roman «Der Brautpreis» (1988) vorgeführt. Michal, die Tochter König Sauls und die erste Gattin König Davids, gerät wie Antigone zur Wahlschwester der Autorin. Während die Griechin für die kompromißlose Rebellion einsteht, zeichnet sich in der Gestalt Michals die Altersbefindlichkeit ab, ein Gefühl der Resignation. Das Buch wird zum Gespräch zwischen den beiden Frauen aus so verschiedenen Zeitaltern: zwischen Michal und Grete. Aber

die Gemeinsamkeiten überwinden solche Differenzen. Da ist das Alter, das von beiden Frauen seinen Preis fordert. Da wirkt das Bewußtsein, daß man öfters den Mut zum entschiedenen Nein hätte aufbringen sollen, statt dessen hat man sich gebeugt und gefügt. Da quält die Erfahrung von Gewalt, die sich der Seele und dem Körper für immer eingeschrieben hat. Und beide Frauen müssen mit einem belastenden Preis weiterleben: Die Nazi-Verfolgte Grete Weil glaubte sich um den Preis ihrer Mitgliedschaft beim Jüdischen Rat retten zu können, Michal aber ist um einen üblen Preis Davids Frau geworden: Hundert Vorhüte der feindlichen Philister mußte der Hirtenjunge König Saul zu Füßen legen. In Michal erwacht die kritische Frage: «War, wenn die meisten einem Mörder nachliefen, das Morden normal?» So gerät der Roman auch zur Auseinandersetzung mit der Davids-Gestalt, insofern aber auch mit der eigenen religiösen Überlieferung. Michal selbst wird über ihrer Frage – wie Grete Weil auch – zur «Rebellin gegen die Religion». Genauer: gegen jene Auffassung, die sich eine gottgewollte Gewalt konstruiert hat.

### Unbehagen über die Heldenverehrung

Michal aber träumt von einem friedliebenden Gefährten, der so ganz anders wäre als der Idealtyp ihrer gewaltorientierten Gesellschaft. Ihr zweiter Mann wird Palthi sein, der denkbar größte Gegensatz zum strahlenden, hochbegabten David. «Palthi war kein Held, Ich hatte von Helden genug. Palthi war ein Jude, wie ich mir vorstellte, daß ein Jude zu sein hat: ohne kriegerischen Ehrgeiz, nicht rachsüchtig, geduldig, mitleidend, gerecht, menschlich und sanft.» In Michals Äußerung über Palthi schwingt Kritik der Autorin mit. Denn die biblischen Figuren, die durch Macht- und Gewaltanwendung eine böse Veränderung erfahren, erscheinen wie ferne Verwandte moderner Kriegstreiber. Tatsächlich liest sich das Buch über gewisse Strecken hinweg auch als eine Geschichte des Leidens am heutigen Staat Israel. Das Fazit Grete Weils, die eigens im Hinblick auf dieses Buchprojekt Israel besucht hat, klingt indessen so:

«Trotz aller Fremdheit ganz tief im Herzen eine Zärtlichkeit für das Land und seine Bewohner, Zärtlichkeit, die den Wunsch einschließt, daß es gut gehen möge mit ihnen. Wunsch, an dessen Erfüllung ich nicht recht glaube.» Die Figuren der Vergangenheit zeichnet Grete Weil aus heutiger Sicht nach, aus modernem Blickwinkel, auch wenn sie weitgehend dem ersten und zweiten Buch Samuel folgt. Hat aber nicht die amerikanische Historikerin Barbara Tuchman gestanden: «Zu allen meinen Themen aus der Geschichte hat mich die Gegenwart inspiriert.»?

Was schließlich bei den Lesenden zurückbleibt, ist diese Stimme Grete Weils: getragen von Vitalität und nüchterner Zärtlichkeit, oftmals geschüttelt von Trauer über das Leben, um das man sich bemüht hat und das schließlich doch nur die Frage beschert: Wozu dies alles? Resignation also. Doch noch heftiger regt sich das Wissen um die Gewalt, um das Schreckliche, das Menschen einander antun. Daß da noch etwas anderes wirksam werden müßte, spricht die Autorin nicht aus, deutet es im Buch «Der Brautpreis» lediglich im letzten Michal-Kapitel an: Michal besucht ein letztes Mal den sehr gealterten König David, sie reicht ihm auf seinen Wunsch hin die Harfe, und er fängt an zu spielen. Der kostbare Augenblick holt Versäumtes nach, vermittelt eine Ahnung erfüllter Zeit, wie sie ein ganzes bewegtes Leben den beiden nicht verliehen hat. «Denn stark wie der Tod ist die Liebe», so wird es Davids Nachfolger auf dem Thron, König Salomo, in seinem Hohelied dichten.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

*Die erwähnten Bücher von Grete Weil: Tramhalte Beethovenstraat, Roman, 1963 im Limes Verlag, Wiesbaden, erschienen. 1992 bei Nagel & Kimche, Zürich-Frauenfeld, erneut aufgelegt. – Meine Schwester Antigone, Roman, 1980 im Benziger Verlag, Zürich-Köln, erschienen. 1982 als Fischer Taschenbuch veröffentlicht. – Der Brautpreis, Roman, 1988 bei Nagel & Kimche, Zürich-Frauenfeld, erschienen. – Spätfolgen, Erzählungen, 1992 a.a.O. – Leb ich denn, wenn andere leben, Erinnerungen, 1998 a.a.O. – Erlebnis einer Reise. Drei Begegnungen, 1999 posthum a.a.O.: Dieser Band enthält u.a. die bis anhin unveröffentlichte Titelgeschichte aus dem Jahr 1932.*

## Polens Beitritt in die NATO und EU

Eine Herausforderung für die Russische Föderation? (Zweiter Teil)

Erschwert wird die Optik der polnischen Eliten durch die historischen Belastungen im russisch-polnischen Verhältnis, die mit Sicherheit bilateral weiter wirksam sind: Polen wurde in den letzten beiden Jahrhunderten – mit Ausnahme der Zwischenkriegszeit – in hohem Maße von Rußland dominiert; dies galt zunächst für den russischen Anteil aus den polnischen Teilmengen mit Zentren wie Warschau und Lodz und nach dem Zweiten Weltkrieg für die ehemaligen polnischen Ostgebiete mit den Städten Lemberg und Wilna, schließlich für das Territorium der gesamten Volksrepublik Polen, das man erst ab 1956 als teilsouveränes Land bezeichnen kann. Die UdSSR beteiligte sich aktiv an der Zerschlagung der nach Versailles geschaffenen Zweiten Polnischen Republik und – als Bündnispartner *Hitlers* – an der Vernichtung und Verschleppung polnischer Eliten (Massenmorde von Katyn, Zwangsumsiedlungen polnischer Bevölkerung).

Gleichzeitig beanspruchte die Rote Armee für sich – nunmehr als Bündnispartner der Westmächte –, Polen vom Nationalsozialismus befreit zu haben, und etwas später, einziger verlässlicher Garant der polnischen Westgrenze zu sein. Dies blieb bis 1989 auch die offizielle Rhetorik der polnischen Partei-Elite, aus der man auch die unbedingte Bündnistreue zur UdSSR ableitete.

Mit der Vereinigung beider deutscher Staaten und der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die BRD verlor die UdSSR und nach ihr die Russische Föderation die Rolle einer wie auch immer definierten Schutzmacht Mitteleuropas. In entsprechenden Vertragswerken mit der Ukraine, Weißrußland und Litauen

verzichtete Polen Anfang der 90er Jahre auf sämtliche territorialen Ansprüche in bezug auf die im Jahre 1939 durch die UdSSR annektierten polnischen Ostgebiete. Damit kam es zu einer gegenseitigen völkerrechtlichen Anerkennung der polnischen Ostgrenze.

Polnische Historiker, Politiker und Politologen sind sich heute weitgehend einig, daß die Volksrepublik Polen ein nur teilsouveränes, von der UdSSR oktroyiertes und abhängiges Staatswesen war, das aufgrund der de jure ungeklärten Grenzsituation im Westen erpreßbar blieb. Dabei wurde die Gefahr einer aus der eigenen Nationalgeschichte bekannten und gefürchteten deutsch-russischen Einigung auf Kosten Polens immer wieder instrumentalisiert.

### Polens neue Optionen

Die polnische Opposition entwickelte Mitte der 80er Jahre ein Europa-Szenario, in dem die Vereinigung Deutschlands von der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze abhängig gemacht wurde. Voraussetzung für diese später eingetretene faktische Entwicklung war sowjetischerseits die Lockerung der Breschnew-Doktrin durch Gorbatschow und die auch von der russischen Führung unter Jelzin mitgetragene Auflösung des Warschauer Paktsystems.

Die außen- und bündnispolitische Option der polnischen Eliten fiel nach 1989 eindeutig prowestlich aus. Dabei wurde die BRD, als direkter Nachbar Polens, als Staat wahrgenommen, der wich-

tiger integraler Bestandteil der EU und des Nordatlantischen Bündnisses ist. Darüber hinaus aber auch als Partner, der, aus wirtschaftlichem und sicherheitspolitischem Eigeninteresse, die Integration Polens in die EU und die NATO betreibt. Mit der nun einsetzenden vehementen Westorientierung kam es zu einer erheblichen Abkühlung der besonders in den achtziger Jahren konflikträchtigen polnisch-russischen Beziehungen. Dies schlug sich ebenfalls in den Wirtschaftsbeziehungen zwischen den Staaten Mitteleuropas und der Russischen Föderation nieder und hat sich angesichts der anhaltenden Rußland-Krise auch gegenwärtig nicht verändert. Eine eigenständige polnische Ostpolitik – auch in bezug auf die postsowjetischen Nachbarländer Litauen, Weißrußland und Ukraine – wird nur sehr allmählich entwickelt. Die politischen Voraussetzungen sind hierfür nicht schlecht, müssen in Zukunft aber auch eine stärkere Verankerung in der polnischen Politik und Gesellschaft finden. Der polnische Ex-Außenminister *Olechowski* formulierte dies in einem am 14. April 1996 in der Zeitschrift «Wprost» veröffentlichten Interview so: «Wir sollten auch unsere Kontakte zur Ukraine und Weißrußland intensiver entwickeln. Beide Staaten haben eine längere Grenze mit Polen als Rußland, sie sind kleiner und deshalb liegt ihnen auch mehr als Rußland an einer Zusammenarbeit mit Polen. Das Thema unserer Integration ins westliche Bündnisssystem ist für sie deshalb mindestens so wichtig wie für Moskau».<sup>13</sup>

Gleichzeitig bezeichnete er die Auffassung, daß es möglich sei, mittels eines intensiven diplomatischen Dialogs, Rußland von den strategischen Zielen Polens überzeugen zu können, als naiv. Der damals amtierende polnische Außenminister *Dariusz Rosati* äußerte sich in einem in der gleichen Nummer von «Wprost» gegebenen Interview ähnlich, wobei er auf die wichtige Rolle Rußlands abhob: «Wir werden uns jetzt um eine ganzheitliche Politik bemühen: unsere Aufnahme in die NATO ist nicht nur von den Mitgliedsstaaten abhängig, sondern – wie sich zeigt – auch davon, wie wir mit Rußland und unseren östlichen Nachbarn umgehen. Hier geht es nicht darum, irgendwem um Erlaubnis zu fragen. Aber der Westen beobachtet sehr genau unsere Fähigkeit, geregelte Beziehungen mit Rußland aufrechtzuerhalten. Die westlichen Staaten werden keinen Staat aufnehmen, der mit einer Supermacht – wie es Rußland ist – im Streit liegt.»<sup>14</sup>

Mit Beunruhigung beobachtete man in Polen allerdings die Annäherung zwischen der Russischen Föderation und Belarus. Der gegenwärtig amtierende polnische Außenminister *Bronislaw Geremek* äußerte in einem am 11. Mai 1997 in «Wprost» abgedruckten Interview bezüglich einer potentiellen Bedrohung deshalb folgendes: «Wenn ich über Bedrohungen sprechen soll, so würde ich das Problem Weißrußlands an erster Stelle nennen. Dieses Nachbarland vollzieht eine Entwicklung, die der Richtung der gesamten Region entgegengesetzt ist. Meine Sympathien sind auf der Seite jener Kräfte, die sich der Idee der Union mit Rußland und der Vernichtung demokratischer Strukturen widersetzen. Die russisch-weißrussische Union ist nicht nur ein Test für die Wünsche der gegenwärtigen Führung Weißrußlands, sondern auch Rußlands. Polen liegt daran, daß seine Nachbarn demokratische und prosperierende Staaten sind. Und schnell stellt sich Unruhe ein, wenn an der polnisch-weißrussischen Grenze russische Grenzposten auftauchen.»<sup>15</sup> Deshalb seien alle weißrussischen Kräfte, die sich *Lukaschenko* widersetzen, zu unterstützen. Bezüglich der polnischen Regionalpolitik sollten die Nachbarn Polens überzeugt werden, daß die NATO-

Erweiterung um Polen für sie keine Gefährdung darstelle: Es gebe bereits bilaterale Vereinbarungen mit Litauen und der Ukraine, nun müsse aber auch Rußland davon überzeugt werden, daß die Erhöhung der Sicherheit in diesem Raum auch für Rußland von Vorteil sei. Diesen Standpunkt wiederholte *Geremek*, kurz vor dem NATO-Beitritt seines Landes, in einem ausführlichen Interview, das in der «Rzeczpospolita» abgedruckt wurde.<sup>16</sup>

### Der Madrider Gipfel und die Pariser Grundakte

Vor dem Madrider Gipfel kam es zu einer Beschleunigung der diplomatischen Aktivitäten in Ostmitteleuropa: Im Mai 1997 unterzeichneten Polen und die Ukraine eine Verständigungserklärung, die als strategische Partnerschaft – ohne Berücksichtigung Moskaus – interpretiert wurde. Hierzu gehörte auch der Besuch *Kutschmas* in Gnesen anläßlich des Papstbesuches in Polen. *Kutschma* kam damals mit den Regierungschefs Polens, Deutschlands, Ungarns, Tschechiens, der Slowakei und Litauens zusammen. Es folgte ein Abkommen zwischen der Ukraine und der NATO. Gekrönt wurden diese intensiven diplomatischen Aktivitäten schließlich durch ein bilaterales Abkommen zwischen Kiew und Moskau (31. Mai 1997), in dem die endgültige Souveränität Kiews durch Moskau anerkannt wurde.

Interpretiert man die russischen Verträge mit Belarus, der Ukraine und Tschetschenien als ein Zeichen für den Sieg des Pragmatismus über das Syndrom der Großmachtstellung, so legten diese Verträge die beschränkten Möglichkeiten der einstigen Großmacht Rußland offen und sind Symptome einer Niederlage. Gleichzeitig wurde aber auch die Grundakte mit der NATO unterzeichnet, deren grundsätzlicher Sinn gerade darin besteht, mit der NATO zu kooperieren.<sup>17</sup>

Die unterschiedliche Interpretation der Akte sorgte allerdings zunächst für Verwirrung: *Jelzin* war davon ausgegangen, daß Rußland ein Veto-Recht haben würde, wurde von Clinton diesbezüglich aber eines besseren belehrt. Darüber hinaus war es der russischen Diplomatie in Paris nicht gelungen, den Erweiterungsprozeß zu verlangsamen, Stimmrecht in inneren Angelegenheiten der NATO zu erlangen, eine Mitgliedschaft zweiter Klasse für die zukünftigen Mitglieder der NATO durchzusetzen, die Möglichkeit weiterer Erweiterungsphasen, die Länder der ehemaligen UdSSR erfassen können (baltische Staaten, Ukraine), auszuschließen oder das Bündnis der Kontrolle der OSZE unterzuordnen.<sup>18</sup>

In Zukunft – so die profilierte russische Politologin *Irina Kobrinskaja*, Mitarbeiterin des Moskauer Instituts für die USA und Kanada sowie Expertin der Carnegie-Stiftung – biete sich für Moskau deshalb nur ein einziger Ausweg: die aktive Kooperation mit der NATO.<sup>19</sup> Im Verhältnis zu Mitteleuropa zieht sie folgende Schlüsse: Da die Taktik des Westens Polen im Erweiterungsprozeß eine Schlüsselrolle zuweise, folge für Rußland hieraus, daß Ton und Richtung der Außenpolitik Polens zum Prüfstein der tatsächlichen Absichten des Westens werde. Die Ziele Rußlands bleiben unverändert:

*Erstens:* Schaffung einer europäischen und euroasiatischen Sicherheitsstruktur, also Kooperation von NATO-UNO-OSZE und GUS. *Zweitens:* Kooperation mit führenden europäischen Mitgliedsstaaten der NATO und den USA. *Drittens:* Freundschaftliche Beziehungen mit Belarus und der Ukraine auf der Basis von Souveränität und Gleichrangigkeit. *Viertens:* Politische und wirtschaftliche Kooperation mit den Staaten Mitteleuropas, besonders mit Polen.

<sup>13</sup> Andrzej Olechowski, Strategia [Strategie], in: Wprost, 14.4.1996, S. 22–24, S. 22.

<sup>14</sup> Jacek Palasinski, Wywiad z Dariuszem Rosatim, ministrem spraw zewnetrznych [Interview mit dem Außenminister Dariusz Rosati], in: Wprost, 14.4.1996, S. 17–18, S. 17.

<sup>15</sup> Maria Graczyk, Euro-Polacy [Die Euro-Polen]. Gespräch mit Bronislaw Geremek, dem Vorsitzenden der Parlamentskommission für außenpolitische Angelegenheiten, in: Wprost: 11.5.1997, S. 19–20. Zbigniew Wilkiwicz, Zur politischen Entwicklung Weißrußlands. Oppositionelle Stimmen – veröffentlicht in Polen, in: osteuropa (1997), 6, S. A 235 – A 245.

<sup>16</sup> Polityka na miarę realnej sily Polski [Politik im Rahmen der realen Stärke Polens]. Interview mit dem polnischen Außenminister Bronislaw Geremek, in: Rzeczpospolita, 16.2.1999, S. 6.

<sup>17</sup> Irina Kobrinskaja, Syndrom granicy [Grenzsyndrom], in: Rzeczpospolita, 22.7.1997, S. 8; deutsche Übersetzung in: aktuelle ostinformationen (1998), 1–2, S. 19–26, S. 25–26.

<sup>18</sup> Roman Kuzniar, a.a.O., S. 33.

<sup>19</sup> Irina Kobrinskaja, a.a.O., S. 25.

Bezüglich der neuen Rolle Polens kommt Kobrinskaja für die Außenpolitik der Russischen Föderation deshalb auch zu folgendem Ergebnis: «Das polnische Streben nach Wiedererrichtung der Grenze (je weiter von der Grenze des Bug entfernt, desto besser) ist offensichtlich und widerspricht den Interessen Rußlands. Dieses Streben kann man nur dann überwinden, wenn die polnischen Eliten und die polnische Gesellschaft tatsächlich davon überzeugt werden, daß Rußland nicht beabsichtigt, die polnische Unabhängigkeit und Souveränität in irgendeiner Weise zu beschränken, wenn Polen in Moskau wie ein gewöhnlicher europäischer (europäischer und nicht osteuropäischer!) Staat behandelt wird und wenn Warschau aufhört, sich vor der Entwicklung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit Rußland zu fürchten. Um dieses Ziel zu erreichen, braucht es Zeit und einer kolossalen Anstrengung. Es scheint jedoch, daß die Erfolgchancen gegenwärtig größer sind als vor Madrid. Wenn Rußland Polen allerdings weiterhin als einen Staat ohne größeren Stellenwert behandelt, wird es unmöglich sein, die unter den Punkten eins, zwei und besonders drei enthaltenen Ziele zu verwirklichen. Dann wird Polen nämlich mit dem ganzen Eifer eines Neubekehrten alles für die Stärkung der politischen und militärischen Effizienz der NATO in ihrer jetzigen Gestalt tun und – zur Wahrung seiner eigenen Interessen – gezwungen sein, die Grenze weiter nach Osten auszudehnen.»<sup>20</sup>

Nach dem am 12. März 1999 offiziell vollzogenen Beitritt Polens zur NATO und der mittelfristig vorhersehbaren Integration des Landes in die EU werden die nächsten Jahre zeigen, ob die politischen Eliten Rußlands in der Lage sind, einem solchen auf Mitteleuropa zugeschnittenen Szenario zu entsprechen. Polen ist in diesem Zusammenhang aufgefordert, eine eigenständige, auf Kooperation und Integration angelegte Ostpolitik zu betreiben, die allerdings nicht zu einer Isolierung der Russischen Föderation beitragen darf. Die polnische Diplomatie steht damit vor keiner leichten Aufgabe, allerdings gibt ihr die nunmehr vollzogene Verankerung in der NATO einen größeren Spielraum.<sup>21</sup>

### Implikationen des Kosovo-Krieges

Die am 24. März 1999 ohne UNO-Mandat einsetzende Bombardierung des Kosovo und der Bundesrepublik Jugoslawien durch die NATO, die zwölf Tage nach Aufnahme der ostmitteleuropäischen Staaten Polen, Ungarn und Tschechien erfolgte, bestätigt die Tendenzen, die in den vorangegangenen Abschnitten dieses Aufsatzes nachgezeichnet wurden. Die amerikanische Dominanz in der NATO, die Schwäche Rußlands, dessen Führung aufgrund der Bombardierungen verärgert reagierte, und nicht zuletzt die relative Schwäche der EU-Staaten, die weder bei der Aushandlung des Abkommens von Rambouillet noch in den folgenden Wochen in der Lage waren, eine Strategie der Wiederaufnahme des diplomatischen Dialogs gegen die unterschiedene Haltung der Amerikaner und Briten durchzusetzen. Umso wichtiger scheint es festzustellen, daß erst die Einbeziehung Rußlands auf Grundlage der G8-Resolution und die Verhandlungen des russischen Jugoslawien-Beauftragten *Tschernomyrdin* sowie des finnischen Staatspräsidenten *Ahtisaari* dazu führten, daß es Anfang Juni 1999 Aussichten auf eine Friedenslösung gab, die allerdings von allen in den Konflikt involvierten Staaten teuer wird erkauft werden müssen. Neben der Tatsache, daß die «humanitäre Katastrophe» nicht verhindert werden konnte, sondern durch die Bombardierungen noch ein größeres Ausmaß annahm – Vertreibungen und Menschenrechtsvergehen an den Kosovaren wurden trotz Bombardierung fortgesetzt –, gab es zahlreiche zivile Opfer bei der serbischen Bevölkerung und erfolgte eine Zerstörung der Infrastruktur der Bundesrepublik Jugoslawien, die einen in erster Linie von der

<sup>20</sup> Ebd., S. 26.

<sup>21</sup> Marek Ostrowski, Gdzie jest wrog? [Wo ist der Feind?], in: *Polityka*, 13.3.1999, S. 3–7.

LASSALLE-HAUS  
BAD SCHÖNBRUNN

Zentrum für Spiritualität und soziales Bewusstsein



5. bis 7. November 1999

## Europa – rund um die Schweiz?

Der Euro rollt nicht an der Schweiz vorbei.

Tagung mit dem EC-Botschafter Alexis Lautenberg, Gret Haller (Ombudsfrau für Bosnien-Herzegowina) und Georg Kreis vom Europa-Institut der Uni Basel. Leitung: Niklaus Brantschen und Pia Gyger.

Verlangen Sie das detaillierte Programm. Lassalle-Haus Bad Schönbrunn · 6313 Edlibach/Zug  
Telefon 041-757 14 13 · Fax 041-757 14 13 · E-Mail: lassalle@lassalle-haus.com

EU finanzierten «Marshall-Plan» notwendig machen wird. Die Kosten hierfür wurden vor einigen Wochen auf über 30 Milliarden Dollar geschätzt, was bedeutet, daß der Prozeß der Osterweiterung der EU aller Wahrscheinlichkeit nach noch weiter hinausgezögert wird. Gleichzeitig wurde die einstige Weltmacht Rußland provoziert, da man sie erst sehr spät in den diplomatischen Friedensprozeß einbezog. Deshalb stellte sich die russische Außenpolitik – im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker – nicht nur nicht gegen den Diktator Milosevic, sondern warf den Amerikanern Vertragsbruch und Kriegstreiberei vor. Andererseits, um bei unserem engeren Thema zu bleiben, begrüßte die veröffentlichte Meinung in Polen den Einsatz der NATO mehrheitlich, wobei man – gerade angesichts des Kosovo-Krieges – betonte, daß der NATO-Beitritt Polens die richtige Option gewesen sei. Offenbar fühlt man sich in Polen seit dem 12. März 1999 auf der «sicheren Seite».

Für die Zukunft darf man deshalb nicht erwarten, daß nach diesem Krieg die NATO- und EU-Erweiterung für Rußland mittelfristig zur positiven Herausforderung wird. Zu tief fühlt man sich als einstige Weltmacht gedemütigt und hintergangen. Dies verdeutlichen auch die Kommentare in russischen Zeitungen, die während der heißen Phase des Kosovo-Krieges aufgrund ihrer Rhetorik an die Ära des Kalten Krieges erinnerten. Als Beispiel seien hier Fragmente des Kommentars von *Sergej Kuznecov* angeführt, der am 31. März 1999 in «*Argumenty i Fakty*» abgedruckt wurde. Der Autor formuliert sieben sich aus dem Kosovo-Krieg ergebende mögliche bzw. wahrscheinliche Konsequenzen: (1) Selbst dem entschiedensten russischen Pazifisten sei jetzt wohl klar, daß die USA zur Durchsetzung ihrer Ziele nur das Macht- und Gewaltmonopol akzeptieren. Also dürfe in Rußland auf eine weitere effiziente Aufrüstung nicht verzichtet werden. (2) Die einstigen Verbündeten, die der NATO beigetreten sind (Polen, Tschechien, Ungarn) könnten zukünftig in einen unabsehbaren militärischen Konflikt verstrickt werden und würden dann zu «echten Gegnern» Rußlands. (3) Es könne zu einer Konsolidierung der GUS-Staaten kommen, besonders, wenn man sich bewußt mache, daß, wegen des Vorgehens gegen Unruhestifter, das eigene Land bombardiert werden kann. (4) Neue politische und ökonomische Optionen für Rußland seien zu erwägen, etwa im Bündnis mit Indien und China gegen mögliche NATO-Aggressionen. (5) Angesichts des Krieges sei es in Rußland zu einer Konsolidierung fast aller politischen Lager gekommen. (6) Als einzige Kriegspartei müßten die russischen Kommunisten damit rechnen, bei den Parlaments- und Präsidentschaftswahlen eine entschiedene Abfuhr zu erhalten. (7) Der Westen habe begriffen, daß er für eine Nicht-Einmischung Rußlands bezahlen müsse. Camedessus habe bei seiner diplomatischen Mission in Moskau

die Gewährung eines Kredits von 6,7 Milliarden Dollar für Rußland in Aussicht gestellt.<sup>22</sup>

In Polen lösten solche und ähnliche Kommentare Beunruhigung aus. Dabei war man sich aber auch im klaren, daß Moskau die serbischen, «slawisch-orthodoxen Brüder» nur verbal verteidigte, es im Grunde genommen aber darum gehe, den eigenen Großmachtstatus hervorzuheben. *Jaroslav Gizinski* konzediert in diesem Zusammenhang, daß die Russen die Osterweiterung der NATO (12. März 1999) sowie den Angriff auf die Bundesrepublik Jugoslawien (24. März 1999) als «doppelte Ohrfeige» auffassen mußten. Er äußert überdies die Befürchtung, daß der Kosovo-Krieg dadurch den rot-braunen Block in Rußland stärken könnte. Allerdings übt er auch Kritik an der Entscheidung des Westens, für den Jelzin einerseits wichtiger Ansprechpartner bleibe, der Rußland aber bei der NATO-Angriffsentscheidung – ähnlich wie die UNO – übergangen habe.<sup>23</sup> Ähnlich äußerte sich im übrigen der bekannte Osteuropa-Experte *Richard Pipes* Ende Mai in einem Interview mit *Bronislaw Wildstein*, als er ausführte: «Ich glaube nicht, daß der gegenwärtige

<sup>22</sup>Sergej Kuznecov, *Komu vojna, komu mat'* [Wem der Krieg, wem die Mutter], in: *Argumenty i Fakty*, 31.3.1999, S. 5.

<sup>23</sup>Jaroslav Gizinski, u.a., *Wojna o pokoj. NATO kontra Milosevic* [Der Krieg um den Frieden. Die NATO gegen Milosevic], in: *Wprost*, 4.4.1999, S. 100–103, S. 102.

Konflikt zwischen Moskau und den NATO-Staaten die gegenseitigen Beziehungen auf Dauer beeinträchtigen wird. Rußland benötigt dringend westliche Kredite und Investitionen, was bedeutet, daß es sich mit seiner antiwestlichen Haltung nicht zu weit vorwagen darf. Andererseits ist sich der Westen der Gefahr einer Entfremdung Rußlands bewußt. Leider stärkt die Balkan-Krise die russischen Nationalisten und Kommunisten auf Kosten der Reformer.»<sup>24</sup> Aber auch Pipes – ein Gegner der NATO-Osterweiterung – gibt am Ende des Interviews zu bedenken: «Für die Russen bedeutet die NATO Europa. Die Erweiterung des Bündnisses verstärkte das Gefühl der Ablehnung gegenüber den Europäern. Das ist noch nicht gefährlich, weil Rußland andere Probleme hat, aber in zehn, zwanzig Jahren...»<sup>25</sup> Nimmt man die im letzten Satz implizit formulierte Mahnung ernst, so sollte sowohl der EU als auch ihren neuen Beitrittskandidaten, besonders aber Polen, daran gelegen sei, daß das auf dem Kölner EU-Gipfel beschlossene Konzept einer «gemeinsamen Strategie gegenüber Rußland» möglichst rasch und konkret umgesetzt wird.

*Zbigniew Wilkiewicz, Vlotho*

<sup>24</sup>Bronislaw Wildstein, *Smuta Rosji. Rozmowa z prof. Richardem Pipesem* [Die Wirren Rußlands. Gespräch mit Prof. Richard Pipes], in: *Wprost*, 23.5.1999, S. 19–21.

<sup>25</sup>Ebd., S. 21.

## EUROPA HOFFNUNG MACHEN

Erklärung zur Zweiten Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa (1999)

Als letzte in der Reihe der kontinentalen Synoden vor Beginn des Jahres 2000 fand vom 1. bis 23. Oktober 1999 die Zweite Sonderversammlung für Europa der Bischofssynode statt.<sup>1</sup> Die *Internationale Bewegung Wir sind Kirche* (IMWAC), in der seit 1996 die einzelnen nationalen Kirchenvolks-Bewegungen zusammengeschlossen sind, und das *Europäische Netzwerk «Kirche im Aufbruch»* (EN) trafen sich vom 7. bis zum 10. Oktober 1999 in Santa Severa (in der Nähe Roms) auf einem Forum (*Forum of European Catholics*, FEC), um ihre bisherige Arbeit zu beraten und eine Eingabe für die Bischofssynode zu erarbeiten und zu verabschieden. 120 Mitglieder von kirchlichen Reformgruppen aus Österreich, Großbritannien, Spanien, Deutschland, Portugal, Frankreich, Malta, Italien, Belgien, der Schweiz und den Niederlanden wie Gäste aus Lateinamerika und den USA debattierten auf drei Foren «Die Strukturen einer Kirche, die sich auf der Gemeinde aufbaut», «Die Stellung der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft Europas» und «Konflikte und Versöhnung in Europa, Migration und Interreligiöser Dialog».

Bei der abschließenden Pressekonferenz betonte die Sprecherin von IMWAC Elfriede Harth (Paris), daß viele Katholiken in Europa von der Notwendigkeit einer tiefgreifenden Reform der Kirche überzeugt seien («einer Revolution von Herz und Geist der Hierarchie»). Der Sprecher von EN Isaac Wüst (Amstelveen) beschrieb die Ziele des Forums mit folgenden Worten: «Wir kommen nicht mit einer Liste von Forderungen. Wir bieten eine neue Vision von Kirche an. Wir wollen eine Kirche, die eine Teilung von Verantwortung kennt und durch Offenheit und Gleichheit aller bestimmt ist.» Die während des Forums verabschiedete Erklärung wurde am 11. Oktober 1999, 37 Jahre nach der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils, zuhänden von Papst Johannes Paul II. und zuhänden der Mitglieder der Europa-Synode am Eingang des Vatikans einem Schweizergardisten übergeben. Im folgenden dokumentieren wir die Erklärung im Wortlaut. (N.K.)

<sup>1</sup>Die Erste Sonderversammlung für Europa der Bischofssynode fand vom 28. November bis 14. Dezember 1991 statt. Vgl. *Orientierung* 56 (1992) S. 1–4, 14ff.

Aus zehn europäischen Ländern, unterstützt von Schwestern und Brüdern aus lateinamerikanischen Staaten und den USA, haben wir uns zwischen 7. und 10. Oktober 1999 in Santa Severa bei Rom als «Forum europäischer Katholikinnen und Katholiken» (FEC) getroffen, um die gegenwärtige Situation in unserer römisch-katholischen Kirche zu erörtern. Diese sieht sich neuen Herausforderungen in ihrem Auftrag zur Verkündigung des Evangeliums gegenüber. Wir wollten unseren Beitrag zur Synode europäischer Bischöfe liefern, die zwischen 1. und 23. Oktober 1999 im Vatikan tagt.

Wir hoffen, dass unsere Stimme, vereint mit Stimmen aus der ganzen Kirche, aufmerksam gehört werden wird. Deshalb beten wir zum Heiligen Geist mit der Bitte, uns, der Kirche, den Mut zu freiem Reden und zur Auseinandersetzung mit den komplexen und unvermeidlichen Problemen zu schenken, denen sich niemand entziehen kann, der im Europa von Heute und Morgen die Frohe Botschaft verkünden will.

Alle angestrebten Änderungen haben nur ein Ziel, nämlich unserer Kirche und allen Kirchen dabei zu helfen, jeden Tag aufs Neue zum Wort Gottes bekehrt zu werden und bereit zu sein, für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung mit vollem Einsatz des Lebens zu arbeiten.

### Die Erwartung des Neuen

«Die Erwartung, dass etwas Neues kommt, ist eine Stimme, die auf den Straßen Europas immer lauter wird.» Dieses Wort von Kardinal Miloslav Vlk, Erzbischof von Prag, lässt uns nicht los. Der Wind des Wandels weht durch Dome und Fabriken, Schulen und Paläste. Der Wind trägt den Ruf nach Einheit und Frieden, nach Freiheit und Selbstbestimmung, nach Verantwortung, Solidarität und Toleranz auf seinen Schwingen.

Seit Europa in die Geschichte eingetreten ist, war es ein Kontinent der schroffen Gegensätze. Schwerste Blutverbrechen und befreiende Entwicklungen gingen von ihm aus. An beiden waren Christen wie Nichtchristen beteiligt. Heute ist es – wie immer schon, aber mehr denn je – ein Europa von großer geistiger Vielfalt, in dem gläubige Christinnen und Christen nur noch eine Minderheit sind.

Einige der Kirchenführer reagieren darauf mit Klagen über die «böse Welt» und einem Exklusivitätsanspruch der Lehre, der Wirklichkeitsfremd anmutet. In einer Zeit spektakulären Wandels spielt die Kirche die Festung, die sie nicht ist, nicht sein kann und nicht sein soll. Gefragt ist auch eine neue Evangelisierung der Kirche.

Es ist entscheidend, dass wir, die katholische Kirche, entschieden unsere Bereitschaft demonstrieren, Europas geistige Vielfalt als Chance anzunehmen und glaubwürdig unser einzigartiges Geschenk des Glaubens zu formulieren. Wir werden die Herausforderungen der modernen Wissenschaft annehmen. Jesus Christus hat uns den Weg des Heils gewiesen, aber nicht nur Christen beschreiten ihn. Einheit und Frieden stiften heißt: Respektieren von Anderssein und Versöhnen von Vielfalt durch die gemeinsame Erarbeitung einer Konfliktkultur, die den Konflikt nicht unterdrückt, sondern Macht auf gewaltlose Weise bündigt – eine Kultur des Dialogs.

Das Jubeljahr 2000, das der Papst unter Missachtung der Sensibilität anderer christlicher Kirchen ausgerufen hat, soll nicht zu einer triumphalistischen Feier, sondern zu einer Quelle des Nachdenkens und der demütigen Reue über die historischen Sünden unserer Kirche in der Vergangenheit und in diesem Jahrhundert werden.

### **Frieden begründen helfen**

Seit Christen in Europa leben, haben auch sie der Gewalt gehuldigt. Immer wieder haben sie als Herren und als Söldner gegeneinander Krieg geführt – oft genug unter Berufung auf angebliche Aufträge des «Herrn der Geschichte». Bekehrungs- und Eroberungsexpeditionen, Kreuzzüge und «heilige» Kriege verwüsteten Länder und Seelen. In Folterkellern und auf Scheiterhaufen starben Tausende Menschen «im Namen der Wahrheit». Aber auch die 1789 versuchte Zwangsbeglückung mit Menschenrechten ist zunächst misslungen.

Dennoch geschah es im selben Europa, in dem sich kirchliche und weltliche Machtapparate zu unheiligen Allianzen fanden, dass theologische Bemühungen um Zählung des Krieges immer weiter vordrangen. Schon im alten Athen gelang der erste Versuch, gesellschaftliche Konflikte durch Rechtsprechung zu lösen. Katholische Staatsdenker des 16. Jahrhunderts, calvinistische Theologen und nonkonformistische Naturrechtslehrer pflügten den geistigen Boden, auf dem Völkerrecht und Demokratie gedeihen konnten.

Wir, die katholische Kirche, müssen zusammen mit allen Menschen guten Willens zur geistigen Fundierung einer gerechten sozialen und wirtschaftlichen Ordnung beitragen, die Europa zum Kontinent einer Friedenskultur macht. Wir streben aber auch ein ernstes Nachdenken über das Recht auf internationale Intervention an. Gerechtigkeit und Frieden müssen ansteckend werden.

Im Besonderen müssen wir uns die radikale Zweiteilung der Welt in einen reichen Norden und einen ausgebeuteten Süden bewusst machen und wirkungsvoll an der Überbrückung dieser dramatischen Kluft arbeiten. Auch wenn die römisch-katholische Kirche für die Auslandsverschuldung nicht direkt verantwortlich ist, erinnert die finanzielle Nutzung des Jubiläumjahres 2000 (Ablässe und Pilgerreisen!) doch daran, wie sehr die wirtschaftlichen Mechanismen zur Ursache der Verschuldung werden.

### **Menschenrechte sichern**

Immer ist das jüdisch-christliche Weltbild von der Gewissheit ausgegangen, dass jeder Mensch nach dem Bild Gottes erschaffen (Gen 1,27) und mit gleicher Würde wie jeder andere Mensch ausgestattet ist. Mit Scham müssen wir bekennen, dass es viele Jahrhunderte gedauert hat, bis sich die Erkenntnis der Konsequenzen durchzusetzen begann. Mit Feuer und Schwert haben katholische Christen Frauen und Männer anderer Bekenntnisse

und auch Angehörige der eigenen Glaubensgemeinschaft verfolgt.

Europäische Conquistadores eroberten andere Kontinente und raubten den dort lebenden Menschen Würde und Land. Als es im 18. Jahrhundert erstmals um die Formulierung von Menschenrechten ging, zeichneten sich hohe Vertreter der katholischen Hierarchie durch ihren Widerstand dagegen aus. Zu lange haben die meisten von ihnen die Idee gleicher Rechte für alle Menschen sogar hartnäckig bekämpft. Heute müssen wir, die katholische Kirche, an der Spitze aller Bemühungen stehen, die Menschenrechte in allen Bereichen der Gesellschaft zu verwirklichen. Also auch in der Kirche selbst!

Zum unaufgebaren Schatz der Menschenrechte gehört das Recht aller Frauen auf gleiche Wertung in Gesellschaft und Kirche. Bei den auf den Namen Jesu Getauften «gibt es nicht mehr Juden und Christen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau» (Gal 3,28). Es gibt keinen Satz in der Bibel, der getauften Frauen die Würde für ein Weiheamt abspricht. Es kann diesen Satz auch in der Lehre der Kirche nicht geben. Die Sache der Frauen ist die Sache der Menschen.

Das geltende Kirchenrecht enthält noch immer Bestimmungen, die Menschenrechten widersprechen. So werden Frauen sogar in der Gruppe der Laien noch einmal diskriminiert (canon 230). Es fehlt jede Gewaltentrennung: Bischöfe sind zugleich gesetzgebende, ausführende und richterliche Organe (c. 391). Eltern, die ihre Kinder nicht katholisch taufen lassen oder erziehen, werden ebenso mit Strafen bedroht (c. 1366) wie jene, die dem Papst oder ihrem Bischof nicht blind gehorchen (c. 1371). Sexuelle Enthaltsamkeit, obwohl als «besondere Gabe Gottes» beschrieben, wird allen Klerikern des westlichen Ritus «immerwährend» zur Pflicht gemacht (c. 277).

Wir sind der Überzeugung, dass es Zeit für den Heiligen Stuhl ist, endlich die Schande der Nichtunterzeichnung der Europäischen Konvention zum Schutz der Menschenrechte zu beenden. Wir, die katholische Kirche, müssen die volle und ausnahmslose Gleichberechtigung der Frauen auch in der eigenen Kirche glaubhaft machen – nicht nur durch Worte, sondern durch Taten. Wir fühlen uns auch verpflichtet, in allen Ländern der Erde für die Abschaffung der Todesstrafe zu arbeiten.

Jene, die in der katholischen Kirche neue Wege für die Verbreitung der Frohbotschaft und des Dialogs mit anderen Religionen und der Welt suchen und die eine umfassende Reform der römisch-katholischen Kirche anstreben, sollen nicht länger unterdrückt und als Gegner abgestempelt werden. Wir bitten, dass im Geist des 2. Vatikanischen Konzils eine Ära des schöpferischen Dialogs ohne Ausschlüsse und Exkommunikationen eröffnet wird.

Das Jahr 2000 eignet sich als Auftakt für mutige Veränderungen kirchlicher Strukturen und einiger päpstlicher Entscheidungen, die für viele Christinnen und Christen viel Leid bewirkt haben (z.B. die Nichtberücksichtigung von Wünschen der Diözesanbevölkerung hinsichtlich ihrer Hirten, das Verbot künstlicher Empfängnisregelung, die Verweigerung der eucharistischen Mahlgemeinschaft mit Wiederverheiratet-Geschiedenen, der Zwang für Priester zur Ehelosigkeit, die Verweigerung voller Gleichheit von Frauen und Männern im Weiheamt, die Missachtung der Rechte Homosexueller, das Verbot interkonfessioneller Eucharistiefiern mit Schwestern und Brüdern verschiedener christlicher Kirchen, die Verweigerung der Wiedereingliederung verheirateter Priester ins kirchliche Leben).

### **Die Schöpfung hüten**

Gott schuf die Welt und sah: «Es war sehr gut» (Gen 1,31). Viele katholische Christinnen und Christen, geweihte wie nicht geweihte, sehen heute die Welt an, als wäre sie nur vom Bösen beherrscht. Ohne unzweideutiges, freudiges Ja zu Schöpfung und Geschichte wird man uns nicht glauben, dass wir die Welt besser, gerechter machen möchten. Das aber ist unser Auftrag. Wir haben das Gebot des Schöpfers, den Garten Eden «zu be-

bauen und zu hüten» (Gen 2,15) als Ermächtigung zur Ausbeutung missverstanden. Europa der Gegensätze: Hier entwickelte sich der moderne Wirtschafts- und Rechtsstaat, der die Voraussetzungen für einen wenigstens bescheidenen Wohlstand in allen Schichten und Gruppen der Bevölkerung schuf. Im selben Kontinent aber kam es auch zu einer Zerstörung von Lebensgrundlagen ohne Maß und Beispiel, besonders in den letzten Jahren, und zu Exzessen ungezügelter Wirtschaftsentfaltung, die viele Menschen um Arbeit und Hoffnung bringen. Beidem müssen wir Einhalt gebieten.

Wir, die katholische Kirche, haben eine Verantwortung, das Gutsein von Gottes Schöpfung zu lehren und zu predigen und die Beschädigung und Zerstörung der Umwelt zu heilen.

### **Macht teilen**

Die Welt zu verändern ist nicht möglich ohne Politik. Politik ist nicht möglich ohne Macht. Christen und Christinnen müssen im Gebrauch von Macht ein Vorbild sein. Macht darf nur schonend, ohne Verletzung der Würde anderer Menschen, ausgeübt werden. Das von der katholischen Soziallehre verkündete, nun auch im Recht der Europäischen Union verankerte Prinzip der Arbeitsteilung (Subsidiarität) entspricht dieser Forderung. Dass es «auch für das Leben der Kirche» gelten muss, hat schon Pius XII. 1946 vor den versammelten Kardinälen klar gemacht.

Machtteilung in der katholischen Kirche durch eine längst überfällige Aufwertung der Ortskirchen würde Pfarren und Diözesen und damit auch die Kirche als Ganzes stärken. Sie würde regionale Experimente (z.B. viri probati, Frauenweihe, Laien als Gemeindeleiter usw.) ermöglichen, ehe Reformen weltweit eingeführt werden. Und sie würde kreative, ästhetische und prophetische Formen der Liturgie zulassen, die die Herzen der Menschen berühren. Das Subsidiaritätsprinzip wird schwer verletzt, wenn Bischöfe gegen den Willen eines Teils des Kirchenvolkes bestellt oder regionale Bischofskonferenzen durch Anordnungen aus dem Vatikan gedemütigt werden, wie dies zuletzt im Zusammenhang mit der Konfliktberatung schwangerer Frauen in Deutschland der Fall war.

Ihre organisatorischen Strukturen hat die Kirche im Lauf der Geschichte entwickelt und oftmals geändert. Jahrhunderte lang hat sie die äußeren Zeichen weltlicher Macht an sich getragen: in Amtsroben, Titeln und Dokumenten. Viele dieser Insignien hat sie schon abgelegt. Mit vielen schmückt sie sich heute noch, obgleich sie die Warnung Jesu vor der Nachahmung irdischer Herrscher kennt: «Bei euch sollte es nicht so sein!» (Mk 10,43). Jesus ist mit Sündern, nicht mit Potentaten und Eminenzen zu Tisch gesessen.

Wir fordern die Einsetzung eines repräsentativ zusammengesetzten Konzils zur Ausarbeitung eines Leitungsstatuts für die Kirche. Solche Statuten müssen Vorkehrung für folgende Ziele enthalten:

- ▷ Teilnahme aller Betroffenen an Entscheidungen, besonders in der Frage der Bischofsernennungen und bei der Formulierung des Glaubenssinns des Volkes Gottes (sensus fidelium);
- ▷ Trennung der Gewalten und Zuständigkeiten;
- ▷ Regelung von Verfahren;
- ▷ Subsidiarität auf allen Gebieten und Ebenen.

Gewissensfreiheit muss in jedem Fall gewährleistet sein.

Die Bischofssynode müsste radikal in eine ständige reguläre Einrichtung mit nicht nur beratender Kompetenz als Leitungsorgan der gesamten katholischen Kirche umgewandelt werden. Die Zusammensetzung der Synode sollte für das gesamte Volk Gottes repräsentativ sein.

### **Die Gemeinschaft der Kirchen besiegeln**

«Wir haben der Welt das unwürdige Schauspiel einer gespaltenen Christenheit geliefert», heißt es im Schlüssdokument der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung in Graz vom Juni 1997. Längst rufen die Zuschauer nach einem raschen

Ende dieses Schandstückes. Die bevorstehende Unterzeichnung einer «Gemeinsamen Erklärung von Katholiken und Lutheranern zur Rechtfertigungslehre», die unübersehbaren Fortschritte im Theologendiskurs mit der anglikanischen Kirche, die Neubelebung des Dialogs mit orthodoxen Bischöfen und Patriarchen sind hoffnungsvolle Zeichen auf einem Weg, von dem es kein Zurück mehr gibt.

Dennoch sind auch Anzeichen für ein Stagnieren der ökumenischen Bemühungen nicht zu übersehen. Das ist um so trauriger, als es der heute so schwierig gewordenen Versöhnungsversuche nicht bedürfte, wenn die katholische Kirche in vergangenen Jahrhunderten aufmerksamer auf die Erneuerungsvorschläge von Menschen gehört hätte, die sie als «Abtrünnige» und «Ketzer» verurteilt und oftmals vernichtet hat. Diese historische Erfahrung verpflichtet die katholische Kirche zu neuen ökumenischen Impulsen. Ängstliche Sorge um die «reine Lehre» (obwohl die Bibel an 57 Stellen vor Ängstlichkeit warnt) verrät im günstigsten Fall Unsicherheit, im schlimmeren Fall Arroganz der Macht.

Die große Mehrheit der Christen und Christinnen Europas ist sich einig im sehnsuchtsvollen Ruf nach eucharistischer Mahlgemeinschaft: Wenn der Vatikan als Voraussetzung dafür auf einer weiteren Klärung der Ämterfrage besteht, dann müssen wir, die katholische Kirche, mit Mut und Augenmaß neue Initiativen hiezu setzen. Papst Johannes Paul II. hat in der Enzyklika «Ut unum sint» zum «brüderlichen, geduldigen Dialog» auch über die Ausübung des Petrusdienstes eingeladen. Die Einladung darf nicht vergessen werden.

Gerade die Ökumene ist auch auf symbolische Zeichen der Ermunterung angewiesen. Ein solches könnte endlich die Feier des Osterfestes durch Katholiken, Reformierte und Orthodoxe an einem gemeinsamen Termin sein.

Wir, die katholische Kirche, müssen den ökumenischen Dialog fortsetzen. Theologische Streitigkeiten dürfen der gemeinsamen Kommunion nicht länger im Weg stehen. Wir rufen die ganze christliche Gemeinschaft auf, die Ämter und Sakramente jeder Kirche anzuerkennen, so dass wir für die Welt ein Modell für Einheit in Vielfalt werden können.

Christinnen und Christen müssen weitere Initiativen für gemeinsame eucharistische Feiern ergreifen, um eine von uns erträumte wichtige Geste vorzubereiten: den Bischof von Rom in einer gemeinsamen Eucharistiefeyer mit anderen christlichen Kirchen zu erleben.

Unsere römisch-katholische Kirche sollte sich in Gemeinschaft mit den anderen christlichen Kirchen die Gelegenheit des Jahrtausendbeginns zu Nutze machen, ein Verfahren einzuleiten, dessen Ziel ein wirklich umfassendes Konzil aller Kirchen ist, das die Versöhnung aller Gläubigen möglich macht.

Die römisch-katholische Kirche sollte eine Einladung annehmen, Mitveranstalterin des Forums christlicher Kirchen und Organisationen im Jahr 2001 zu sein, wie es von der VIII. Ökumenischen Versammlung in Harare, Simbawe, im Dezember 1998 vorgeschlagen worden ist.

### **Verwandtschaft mit Juden und Muslimen**

Wir Christinnen und Christen Europas haben eine lange Geschichte der Schuld gegenüber unseren jüdischen Brüdern und Schwestern aufzuarbeiten, die in der Schoah einen apokalyptischen Höhepunkt fand. Ohne Wiedergewinnung des Vertrauens der Juden, die durch Jahrhunderte Europas Kultur entscheidend befruchtet haben, bleibt der Fluss unseres Glaubenslebens von der gemeinsamen Wurzel her getrübt.

Die gemeinsame Wurzel Abraham verbindet uns auch mit den Bekennern des Islam, die gleichfalls Europas alte Kultur mit prägten und heute in praktisch allen Ländern schon zu einem festen Bestandteil der Bevölkerung geworden sind. Der Dialog auch mit ihnen ist eine Herzenspflicht für Christen, wie unterschiedlich auch die Voraussetzungen, wie unvermeidlich auch manche Rückschläge sein mögen. Zu glauben, wie Abraham

glaubte, heißt: im Vertrauen auf Gottes Verheißung gemeinsam aufzubrechen ohne letzte Gewissheiten über Wege und Ziel.

Neben einer Versöhnung von Katholiken, Protestanten und Orthodoxen braucht Europa auch den interreligiösen Dialog mit anderen Glaubenstraditionen und wichtigen Geistesströmungen. Der Dialog der drei abrahamischen Religionen – Judentum, Christentum und Islam – verlangt besondere Aufmerksamkeit, Einfühlungsvermögen und konkrete Gesten.

Wir, die katholische Kirche, müssen ein Projekt der Weltethik unterstützen.

### Freudig von Gott erzählen

Gott ist ein Freund der Menschen, nach dem Zeugnis der Bibel weise, geduldig, gütig und fair. Aber wir wissen, dass all unser Reden von Gott ein Reden in unzulänglichen Bildern, ein Stammelnen in menschlich beschränkter Sprache ist. Mit Definitionen ist Gott, ist «die» Wahrheit klarer Weise nicht einzufangen. «Es bleibt Sache des christlichen Glaubens, im Lauf der Jahrhunderte nach und nach die ganze Tragweite (der Offenbarung) zu erfassen» (Weltkatechismus 66).

Vom Bild der Jünger von Emmaus, die Jesus nicht erkannten, ging das Instrumentum Laboris der Europa-Synode aus. Es ist wichtig für uns, nie zu vergessen, dass es Jesus ist, der uns stets neu die Augen öffnet, und dass wir alle, auch die höchsten Würdenträger der Kirche, immer Suchende bleiben und nicht die Besitzer von Wahrheit sind.

Die an der Synode für Europa teilnehmenden Bischöfe müssen der Welt eine Kirche vor Augen führen, die praktiziert, was sie predigt: die Förderung von Frieden und Einheit in Vielfalt, die glaubwürdige Teilnahme an den Freuden und Leiden der Menschen, die einfühlsame Begleitung heutiger Männer und Frauen auf dem Weg zu einem tieferen Verständnis des Lebenssinns.

Wir, die katholische Kirche, müssen die Frohe Botschaft in der Sprache unserer Zeit verkünden, die die Herzen und Hirne der Menschen erreicht.

Die Kirche ist die Versammlung des Volkes Gottes. Es ist unsere gemeinsame Aufgabe, die Liebe Gottes zu bezeugen.

*Wir bringen diese Vorschläge dem Heiligen Geist, der Bischofs-synode und der christlichen Gemeinschaft im weitesten Sinn dar und bezeugen mit dieser Erklärung, dass wir für den Dialog auf allen Ebenen in unserer Kirche zur Verfügung stehen.*

## Architektonische Spurensuche in Berlin und Paris

Wer in Berlin\* Unter den Linden in Richtung Brandenburger Tor geht, erreicht den Pariser Platz, einst ein Mittelpunkt großstädtischen Lebens. Daß Paris als Name gewählt wurde, ist als bewußte Geste der Nachahmung der bewunderten Hauptstadt des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Den Vergleich mit den Platzanlagen anderer europäischer Metropolen kann der Pariser Platz aber auch ein Jahrzehnt nach der Öffnung der Mauer immer noch nicht bestehen. Touristen bestaunen im Vorbeigehen das Hotel Adlon, eine erfolgreich vermarktete Wiederbelebung alter Pracht, und eilen weiter nach Westen, um dann entweder nach rechts zum restaurierten Reichstagsgebäude zu gehen, wo die erleuchtete Kuppel bis in die Abendstunden ein Publikumsmagnet ist, oder nach links zum Baustellenspektakel des Potsdamer Platzes. Dieser Weg führt an jenem Gelände vorbei, auf dem das umstrittene Denkmal für die ermordeten europäischen Juden errichtet werden soll. Schlägt in diesem Areal rund um den Pariser Platz das Herz der deutschen Hauptstadt? Wo ist eigentlich deren Mitte? Nachdem zunächst durch den Wegfall der Teilung eine Schwerpunktverlagerung nach Osten stattgefunden hatte, entstehen nun auch wieder neue Anziehungspunkte im ehemals isolierten Westteil der Stadt. Dazu gehört auch das Jüdische Museum an der Lindenstraße in Kreuzberg. Planungen aus der Zeit vor der Wende vermischen sich mit der Euphorie der Jahre nach 1989 und der bald schon folgenden Ernüchterung angesichts knapper Mittel.

Immerhin ist der Deutsche Bundestag inzwischen in Berlin angekommen, was in symbolischer Hinsicht nicht zu unterschätzen ist. Aber von einer Normalität der «Berliner Republik» ist die Stadt weit entfernt. Jeder Vergleich mit Paris bringt vor allem gravierende Unterschiede an den Tag. Zwar sind die Namen von Stararchitekten der Gegenwart in Paris wie in Berlin präsent.<sup>1</sup> Aber die großen urbanistischen Projekte lassen sich nur teilweise miteinander vergleichen.<sup>2</sup> Die folgenden Überlegungen orientieren sich vor allem am Leitfaden einer vergleichenden Spurensuche, bei der es nicht um Bewertungen geht, sondern um ein besseres Verstehen der jeweiligen Besonderheiten. Wie

abwegig pauschale Bewertungen sind, zeigen schon die gängigen Klischees von der Schönheit oder Häßlichkeit eines Ortes. Während Paris üblicherweise mit Attributen der Eleganz und der urbanen Ausstrahlung versehen wird, schreibt der (West) Berliner Schriftsteller Bodo Morshäuser seine «Berliner Gefühle» als «Liebeserklärung an eine häßliche Stadt».<sup>3</sup> Die glanzvollsten Metropolen haben ihre Schattenseiten. Der Gürtel der Pariser Vororte, die *banlieue*, aber auch einige innerstädtische Bezirke, werden wohl kaum eines touristischen Blicks gewürdigt und erlangen, wenn überhaupt, als Orte der Gewalt traurige Berühmtheit. In Berlin sind die als schwierig geltenden Stadtteile ohnehin Teil eines heterogenen Stadtgewebes, das durch die historische Sondersituation der vergangenen Jahrzehnte keine Vorstädte haben konnte. Erst jetzt wächst die Agglomeration ins brandenburgische Umland hinein, weswegen eine Fusion der Bundesländer Berlin und Brandenburg eigentlich sinnvoll gewesen wäre. Im Vergleich zu anderen historischen Zentren Europas ist Berlin eine junge Stadt, die obendrein die Narben der deutschen Geschichte nicht verbergen kann. Während der Louvre als ehemaliges Königsschloß mit neuer Nutzung als Museum einen monumentalen Mittelpunkt der Pariser Stadtstruktur bildet und durch die gläserne Pyramide von *leoh Ming Pei* einen neuen architektonischen Akzent erhalten hat, beschäftigt man sich in Berlin mit einem absurden Streif um den von einigen Nostalgikern geforderten Wiederaufbau des zu DDR-Zeiten gesprengten Schlosses. Pei ist übrigens in Berlin auch vertreten: mit einem Erweiterungsbau für das Deutsche Historische Museum nördlich des Zeughauses. Den Auftrag erhielt er ohne Wettbewerb durch Drängen des damaligen Bundeskanzlers Kohl. Irgendwie scheint die pharaonische Bauwelt, die Mitterrand mit den ehrgeizigen «grands travaux» auf die Spitze getrieben hatte, ansteckend zu sein. Zumindest stimmt es aus sozialphilosophischer Sicht nachdenklich, daß die Gestaltung des öffentlichen Raums durch repräsentative Bauten zu demokratischen Entscheidungsstrukturen in einem eigentümlichen

\* Der Text ist meinen Berliner Gastgebern und den Studierenden der Katholischen Fachhochschule Berlin gewidmet: zum Dank für ein unvergeßliches Jahr 1998/1999.

<sup>1</sup> Christina Haberlik, Gerwin Zohlen, Die Baumeister des neuen Berlin. Porträts, Gebäude, Konzepte. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Berlin, 2. Aufl. 1998.

<sup>2</sup> Die Berliner Festspiele und die Architektenkammer Berlin haben unter dem Titel «Berlin: offene Stadt» ein zweibändiges Kompendium (Bd. 1: Die Stadt als Ausstellung; Bd. 2: Die Erneuerung seit 1989) herausgegeben, das zurzeit als zuverlässigster Wegweiser auch zu den Orten gelten kann, die in der üblichen Reiseführerliteratur nicht oder nur am Rande erwähnt werden. Das Werk ist in der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung in Berlin 1999 erschienen.

<sup>3</sup> Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1998.

Spannungsverhältnis steht. Doch gerade auch durch diesen Umstand werden Architektur und Urbanistik zu einem politisch, gesellschaftlich und ökonomisch relevanten Thema von großer zeitdiagnostischer Aussagekraft.

Ich möchte aus der Fülle möglicher Aspekte einen roten Faden auswählen: die Sichtbarkeit jüdischer Präsenz in Berlin und Paris. Ziel dieser Erkundungen ist das von *Daniel Libeskind* entworfene Jüdische Museum in Berlin, das ich für eines der wichtigsten Bauwerke am Ende des 20. Jahrhunderts halte. Um es vorwegzunehmen: Libeskind hat es aus meiner Sicht verstanden, Spuren zu suchen und komplexe Bedeutungsebenen herauszuarbeiten, ohne der ständigen Gefahr einer Musealisierung des Judentums Vorschub zu leisten. Doch ich möchte mich dem Gebäude auf Umwegen nähern, um es in ein größeres Beziehungsgeflecht hineinstellen zu können.

### **Büchertürme und verbrannte Bücher**

Wer sich mit dem TGV von der Schweiz kommend Paris nähert, sieht kurz vor der Ankunft an der *Gare de Lyon* links die Türme der *Bibliothèque de France*, des zuletzt realisierten Großprojekts in der Serie der «grands travaux». Schon an ihrem alten Sitz an der Rue de Richelieu hatte die *Bibliothèque Nationale* ein beeindruckendes Domizil, das nun aber durch die von *Dominique Perrault* konzipierte Anlage überboten wird. Wie riesige aufgeschlagene Bücher bilden die vier gläsernen Türme von 80 Metern Höhe die Ecken der rechteckigen Grundfläche, deren Zentrum ein begrünter Innenhof ist, um den herum eine konzentrierte Arbeitsatmosphäre möglich ist. Während in Paris die Bücher gleichsam in den Himmel wachsen, hat Berlin seit 1995 ein unauffälliges Monument, das für mich zu den bewegendsten Orten der neuen Hauptstadt Deutschlands gehört: die «versunkene Bibliothek» des israelischen Künstlers *Micha Ullmann*. Auf dem Bebelplatz gegenüber der Humboldt-Universität schaut man durch eine Glasplatte in einen unterirdischen weißen Raum mit leeren Regalen. Hier fand am 10. Mai 1933 die Bücherverbrennung statt, der besonders viele Werke jüdischer Autorinnen und Autoren zum Opfer fielen. Perraults gigantisches Bibliotheksgebäude und Ullmanns Bibliothek der Leere markieren zwei Möglichkeiten der europäischen Zivilisation zwischen kulturellem Stolz und schrecklicher Barbarei. Wer sich in den Straßen Berlins bewegt, kann dieser Konfrontation nicht ausweichen.

### **Im Pariser Marais-Viertel**

Zu den Trends urbaner Kultur gehört an vielen Orten ein teilweise ins Modische abgleitendes Interesse am Judentum. Dies bietet sich natürlich vor allem dort an, wo es historische Anknüpfungspunkte und ein lebendiges Judentum mit Synagogen und eigenen kulturellen Einrichtungen gibt. Ein solches stark aufgewertetes Areal ist in Paris das Marais-Viertel, in dem vor allem die Rue des Rosiers mit ihren koscheren Geschäften und Restaurants einen Anziehungspunkt für Touristen darstellt. Noch vor Jahrzehnten war das Marais-Quartier dem Verfall preisgegeben, bis die ehemaligen Adelspaläste rund um die Place des Vosges aufwendig restauriert wurden und nun eine einzigartige Museenlandschaft zwischen Beaubourg und Bastille beherbergen. Die Beschäftigung mit dem lange Zeit vergessenen jüdischen Erbe der Stadt ist selbstverständlich zu begrüßen. Zweifel können nur dann aufkommen, wenn auch der Reiz des Exotischen zur Marketingstrategie wird.

### **Das Berliner «Scheunenviertel»**

Auch in Berlin gibt es inzwischen eine solche Szene, die sich auf geschichtliche Reminiszenzen berufen kann und beachtlichen Zulauf findet. Koschere Läden, Konzerte mit jiddischer Musik, Ausstellungen, Vorträge und Stadteinführungen konzentrieren sich vor allem auf die Spandauer Vorstadt, das sogenannte

Scheunenviertel<sup>4</sup>, das nach der Wende neu in den Mittelpunkt rückte. Zwischen der Oranienburger Straße mit der glänzenden Kuppel der Neuen Synagoge (Sitz des Centrum Judaicum) und dem Rosenthaler Platz (literarisch Interessierten ein Begriff aus Döblins *Berlin Alexanderplatz*) entwickeln sich kulturelle Aktivitäten in einem Viertel, das einst als verarmt galt. Es war bis ins 20. Jahrhundert hinein der Zufluchtsort vieler Einwanderer, die sich keine anderen Wohnungen leisten konnten als in den hier seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen dunklen Mietskasernen mit den typischen Berliner Hinterhöfen. Die Hackeschen Höfe sind nur das am prächtigsten restaurierte Ensemble, in dem von dem ehemaligen Elend nichts mehr zu sehen ist. Auch in den benachbarten Straßen und Höfen herrscht besonders an den Wochenenden wegen der vielen Besucher ein reges Treiben. Auf jeden Fall läßt das neue Interesse an der Geschichte dieses Teils von Berlin darauf hoffen, daß die Spuren der Geschichte nicht völlig verwischt werden und zu einem bewußteren Umgang mit stadtplanerischen Entwicklungen führen.

### **«The missing house»**

In der Großen Hamburger Straße Nr. 15/16 hat der französische Aktionskünstler *Christian Boltanski* 1990 eine durch Kriegszerstörungen entstandene Lücke in der Häuserzeile zum Mahnmal gestaltet, indem er an der freien Brandmauer eines der stehengebliebenen Häuser Tafeln montieren ließ, auf denen Namen, Berufe und Einzugsdaten der Bewohner des fehlenden Hauses zu lesen sind. Viele der Bewohner mit polnischen Namen hatten nicht erst 1945 vor den Bomben fliehen müssen, sondern waren schon vorher Opfer der Deportation geworden. Boltanskis Aktion ist ein beeindruckendes Zeugnis einer Erinnerungsarbeit, die heute in der Spandauer Vorstadt ganz bewußt gepflegt wird.

### **Ein neues Museum in Paris**

In Paris ist die Aktionsidee aus der Großen Hamburger Straße in kleinerem Maßstab und in einem Innenraum zu betrachten, nämlich in dem am westlichen Rand des Marais-Viertels Ende November 1998 eröffneten *Musée d'art et d'histoire du Judaïsme*. Über ein Treppenhaus ist eine über die ganze Höhe des Hauses gehende Wand zu sehen, auf der wie in Berlin Tafeln angebracht sind. *Les habitants de l'hôtel de Saint-Aignan en 1939* hat Boltanski diese Installation genannt, mit der er die Erinnerung an die ehemaligen Bewohner des jetzt als Museum genutzten Gebäudes wach hält.<sup>5</sup> Boltanskis Beitrag repräsentiert einen Aspekt, der im Pariser Museumskonzept eigentlich keine zentrale Bedeutung hat. Ein Museum für Kunst und Geschichte des Judentums, das sich in der Hauptstadt Frankreichs und nicht in der ehemaligen Hauptstadt der Täter befindet, kann unbefangene Akzente setzen und die Darstellung des Judentums von der Fixierung auf die Shoah befreien. In den prächtigen Räumen des Gebäudes aus dem 17. Jahrhundert wird eine Geschichte präsentiert, die vor allem eine Geschichte des Gemeindelebens, des Kults und der kulturellen Kreativität war und nicht in erster Linie der Weg in die Katastrophe der Vernichtung. Die Gestaltung eines Museums für jüdische Geschichte steht in Berlin vor ganz anderen Schwierigkeiten.

### **«Between the lines»**

Im Vergleich zu bereits existierenden architektonischen und museumspädagogischen Lösungsversuchen wird die Besonder-

<sup>4</sup>Die Bezeichnung wird inzwischen wieder relativ ungeniert verwendet. Sie ist insofern problematisch, weil sie eigentlich nur auf einen ganz kleinen Ausschnitt (rund um den Rosa-Luxemburg-Platz) zutrifft und ab 1933 von den Nationalsozialisten zur Diskreditierung des gesamten Viertels ausgeweitet wurde.

<sup>5</sup>Vgl. Guide des collections. Musée d'art et d'histoire du Judaïsme, Paris 1998, S. 145ff.

heit von Libeskind's «Jahrhundertbau» in Berlin besonders deutlich.<sup>6</sup> Es ist Libeskind's erster realisierter Bau<sup>7</sup>, nachdem er sich zuvor durch zahlreiche Entwürfe und durch architekturtheoretische Schriften<sup>8</sup> einen Namen gemacht hatte. Er wird meist in einem Atemzug mit Frank O. Gehry, Peter Eisenman, Rem Koolhaas, Bernard Tschumi, Wolf Prix, Helmut Swiczinsky (die beiden zuletzt Genannten leiten das Wiener Büro COOP Himmelblau) und Zaha Hadid erwähnt. Die für sie verwendete Stilbezeichnung «Dekonstruktivismus» wurde 1988 durch die von Philip Johnson, einem Altmeister der amerikanischen Baukunst, in New York organisierte Ausstellung «Deconstructivist Architecture» bekräftigt, in der Projekte der genannten Architekten zu sehen waren.<sup>9</sup> Libeskind war schon vor dem Fall der Mauer auf Berlin aufmerksam geworden. Sein «City edge»-Projekt stammt aus dem Jahr 1987: ein Beitrag zur Internationalen Bauausstellung in Berlin, preisgekrönt, aber nicht realisiert. Es war ein Vorschlag für Wohn- und Bürogebäude im Bezirk Tiergarten, also in der Nähe der Mauer. Der Architekt griff das Motiv der Mauer in seinem Entwurf auf, um es in seiner Absurdität zu entlarven. Er installierte den Sperrriegel der Mauer auf einer Höhe, die es erlaubt hätte, am extremen Rand des Westens nach Osten zu schauen. Damit gab Libeskind ein unmißverständliches Beispiel für die Dekonstruktion politisch-ideologischer Vorgaben der Zeit vor der Wende. Er geht ganz hart an die Kante des politischen Spielraums, um eine trennende Struktur noch einmal abzubilden und durch Brechungen und Verfremdungen zugleich aufzulösen.

1989 gewann er dann den Wettbewerb für das Jüdische Museum, das zunächst als Erweiterungsbau und Teil des Berlin-Museums konzipiert war. Libeskind's spektakulärer Entwurf machte von Anfang an ein Problem deutlich, das sich aus dieser engen Verklammerung der beiden Gebäude ergab. Sollte es vor allem darum gehen, jüdische Geschichte als Teil der Berliner Stadtgeschichte zu präsentieren? Oder sollte das Scheitern der deutsch-jüdischen Symbiose im Mittelpunkt stehen? Amnon Barzel, der Gründungsdirektor, verfocht mit Entschiedenheit das Konzept einer Unabhängigkeit vom Berlin-Museum und geriet deshalb mit der städtischen Verwaltung in einen Konflikt, der schließlich zu seiner Demission führte. Unter seinem Nachfolger Michael W. Blumenthal wurde die administrative Eigenständigkeit des Museums durchgesetzt. Diese Querelen sind insofern merkwürdig, als der Architekt den Ausschreibungstext ernst genommen und eine konsequente Lösung entwickelt hatte. Einerseits ist das Bauwerk ein Solitär, der schon mit den äußeren Formen alle Maßstäbe seiner Kreuzberger Umgebung sprengt. Andererseits hat das Gebäude für das Publikum keinen eigenen Eingang, sondern ist nur über das unmittelbar benachbarte Barockgebäude des Berlin-Museums unterirdisch zugänglich. Besser könnte die Gleichzeitigkeit von enger Verbindung und schroffer Differenz nicht zum Ausdruck kommen.

Der Besucher geht über eine Treppe in das Untergeschoß des Libeskind-Baus, in dem die Orientierung wegen des gezackten Grundrisses zunächst nicht leicht fällt. Die elementare Form ergibt sich aus zwei parallelen Linien, die mehr gebrochen sind und dadurch jenen «Blitz» ergeben, der als zerborstener Davidstern gedeutet wurde. Diese Anlage ist wiederum von einem geraden Band durchzogen, das den Grundriß an fünf Stellen schneidet und leere Räume entstehen läßt, die Libeskind als «voids» bezeichnet. Sie repräsentieren die Leere, die durch die Vertreibung und Ermordung der Juden entstanden ist. Im Ein-

<sup>6</sup> Bernhard Schneider, Daniel Libeskind: Jüdisches Museum Berlin. Prestel, München-London-New York 1999.

<sup>7</sup> Das stimmt jedenfalls, wenn man sich an die Chronologie der Planungen hält. Während es in Berlin zu erheblichen Verzögerungen kam, ist das später konzipierte Felix-Nussbaum-Museum in Osnabrück schon 1998 fertiggestellt worden.

<sup>8</sup> Vgl. Daniel Libeskind, Radix-Matrix. Architekturen und Schriften. Prestel, München-London-New York 1994.

<sup>9</sup> Johnson ist in Berlin mit dem Philip-Johnson-Haus am Checkpoint Charlie vertreten. Vgl. das Portrait dieses «Trendsetters» in Haberlik, Zohlen (Anm. 1), S. 78-83.

## Überzeugende Spiritualität!

Das Buch gibt Einblick in das Lebenswerk eines Menschen, der als Goldschmied, Pfarrer und Eremit einen ungewöhnlichen Weg in die Tiefe geht und seine Erfahrungen in Wort und Bild ausdrücken kann.



144 Seiten mit 83 farbigen Abbildungen, gebunden, Format 21 x 21 cm.

Preis: Fr. 58.-/DM 62.-/öS 480.-

Erhältlich bei: **Vreni und Bruno Dörig, noah-verlag, CH-9413 Obereggi**

Tel. 0041-71-891 40 41, Fax 0041-71-891 44 41

Oder im Buchhandel!

gangsbereich ist diese Struktur nicht überschaubar. Sie erschließt sich erst nach einer längeren Beschäftigung mit der Gesamtkonzeption. Das Untergeschoß gliedert sich durch drei Achsen, die für drei Wege des Judentums stehen. Der eine Weg endet im Exil: er führt durch eine Glastür ins Freie und ist die einzige Möglichkeit, das Gebäude zu verlassen und in den Gartenbereich zu kommen, in dem ein Quadrat aus 49 schräg stehenden Betonstelen die markanteste Installation ist. Die Stelen sind mit Erde gefüllt (48 mit Erde aus Berlin, die mittlere mit Erde aus Jerusalem), aus der Bäume wachsen, um einmal ein grünes Laubdach zu bilden. Ein anderer Weg führt in die Vernichtung: in den Holocaust-Turm, der vom Gebäude abgesetzt ist. Der dritte Weg führt über eine imposante Treppe auf die drei oberen Ausstellungsetagen, also in das eigentliche Museum, das im Jahr 2000 eröffnet werden soll. Es ist also der Weg einer jüdischen Geschichte in Berlin (und auch außerhalb Berlins), für deren angemessene Präsentation die Verantwortlichen noch keinen Konsens gefunden haben.

Seit dem Frühjahr 1999 ist das leere Gebäude bereits zu besichtigen. Und man hat Mühe, sich dort irgendwelche Ausstellungsgegenstände vorzustellen. Denn die Architektur spricht für sich selbst, indem sie ein ebenso faszinierendes wie beklemmendes Raumerlebnis schafft, das den Schmerz der Judenvernichtung in Analogien erfahrbar macht. Die «voids» sind sichtbarer Ausdruck des Nichtdarstellbaren, eine Paradoxie, die Libeskind aus der dekonstruktivistischen Philosophie entnimmt. Der Holocaust-Turm entspricht im Grundriß dem ersten «void», der um fast 180 Grad gedreht und aus der Gebäudefläche nach außen gestellt ist. Ein kahler, unbeheizter Raum, in den nur spärlich von oben Licht einfällt und in dem die Geräusche der Großstadt zu hören sind. Eine in unerreichbarer Höhe angebrachte Leiter könnte aus dem Betonschacht ins Freie führen: eine vergebliche Hoffnung auf Rettung. Innerhalb des Hauptgebäudes ist allein

der letzte «void» begehbar (in die anderen werden von jeder Etage aus nur Einblicke durch kleine Fenster gewährt).

Libeskind hat seinem Projekt den Titel «Between the lines» gegeben: zwischen den Linien bzw. zwischen den Zeilen müssen wir lesen, um das komplexe Geflecht von Bedeutungen, Assoziationen und Deutungsvorschlägen zu verstehen, zu denen der Architekt in Texten und Interviews bereits einige Spuren gelegt hat. Im Außenbereich ist eine Spur ins Pariser Exil zu finden: im Paul-Celan-Hof ist ein Bodenrelief nach einer Grafik von *Gisèle Celan-Lestrange*, der Witwe des Dichters, zu sehen.

Das dominierende Gestaltungsprinzip des neuen Gebäudes ist eine Ästhetik der Abwesenheit als einer permanenten Auseinandersetzung mit der Frage, wie das Undarstellbare in architektonischen Formen dargestellt werden kann, ohne es durch diese Festlegung zu verharmlosen. Es geht darum, die Konventionen des Darstellens ins Wanken zu bringen, weil der Mord an den europäischen Juden die überlieferten Koordinatensysteme aus dem Lot gebracht hat. Zwischen den Linien deutsch-jüdischer Verständigung stoßen wir immer wieder auf die Linie der Leere, einer Abwesenheit, die durch nichts rückgängig gemacht werden kann und uns als unheimlicher Schatten begleitet.

### Metropolen als Orte der Erinnerung

Die öffentlichen Kontroversen um Auftrag und Unabhängigkeit des Jüdischen Museums stehen in einem Zusammenhang mit dem Denkmalstreit, der die Gemüter in der Bundesrepublik Deutschland und besonders in Berlin seit nunmehr zwölf Jahren erhitzt hat.<sup>10</sup> Manche Beobachter waren sogar der Meinung, der Libeskind-Bau in Kreuzberg, der als Architektur-Skulptur mehr sei als ein konventionelles Museum, könne genau diese Funktion mitübernehmen, zumal Libeskind und *Eisenman* sich in ihren ästhetischen Konzepten ja ohnehin sehr naheständen. Beide haben gemeinsame theoretische Bezugspunkte im Dekon-

<sup>10</sup> Inzwischen liegt dazu auf 1298 Seiten eine monumentale Dokumentation vor: Ute Heimrod, Günter Schlusche, Horst Seferens, Hrsg., Der Denkmalstreit – das Denkmal. Die Debatte um das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas. Philo, Berlin 1999. Vgl. auch Friedrich Dieckmann, Die Mahnmalsverwirrung. Hinweise zu ihrer Behebung, in: Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 53 (1999) Heft 5 (= 601), S. 399–412.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83

Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,

Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),

Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2000:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 57.– / Studierende Fr. 42.–

Deutschland: DM 69.– / Studierende DM 49.–

Österreich: öS 520.– / Studierende öS 400.–

Übrige Länder: sFr. 53.– zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 60.– / DM 70.– / öS 500.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

struktivismus.<sup>11</sup> Die 49 Stelen im E.T.A. Hoffmann-Garten erinnern außerdem an das Stelenfeld des Eisenman-Entwurfs für das Mahnmal. Ich denke, es ist gut, daß es beide Projekte gibt: das Mahnmal hat eine andere Funktion als ein Museumsbau, auch wenn dieser im gegebenen Fall eine ganz besondere Herausforderung an die Museumsdidaktik ist.

Es gehört zu den Aufgaben von Hauptstädten, mehr als andere Orte eines Landes Stätten kollektiver Erinnerung und Identitätssuche zu schaffen. Gemäß der aus dem 19. Jahrhundert übernommenen Logik sind dies in erster Linie nationale Themen, die aber eine Öffnung für internationale Dimensionen des Gelingens und des Scheiterns nicht ausschließen. Berlin wird sich dieser unbequemen Aufgabe auch in Zukunft stellen müssen, um die Verantwortung angesichts der Vergangenheit nicht zu verdrängen. Andererseits kann es nicht darum gehen, permanent mit der Obsession des Negativen zu leben, was auch mit der Gefahr verbunden wäre, das Judentum im öffentlichen Gedanken auf das Geschehen des Katastrophalen zu fixieren. Eine Semantik der Erinnerung muß vielschichtiger sein und speziell mit der Dialektik von Erinnern und Vergessen umgehen können.<sup>12</sup> Mahnmale und Museen sind zugleich Orte des Gedenkens der Opfer und der Selbstvergewisserung der Lebenden, die sich mit dem konkreten Vorschlag des Gedenkens auseinandersetzen.

### Leerzeichen in den «Texten» der Stadt

Das Erscheinungsbild von Städten ist ein Gewebe, das sich wie ein Text lesen läßt, einschließlich seiner Lücken, Leerzeichen, Sinnwidrigkeiten, Geschmacklosigkeiten und dunklen Stellen. Deshalb ist es naheliegend, sich beim Entziffern dieses Textes zusätzlich auch von literarischen Texten<sup>13</sup> und Filmen inspirieren zu lassen, die es zu Paris und Berlin in großer Fülle gibt. Unser Zugang beschränkte sich allein auf einige persönliche Beobachtungen in den Städten und ist auch als Einladung an die Leserinnen und Leser zu verstehen, sich mit eigenen Erwartungen und Deutungen auf den Weg zu machen. Wir sind am Ende unserer Städterwanderung angekommen und haben nicht mehr in der Hand als ein *patchwork* von Eindrücken und vorläufigen Vergleichen. Die Methode ist keine andere als die der «Knüpfung» von Fäden in einem unvollendeten Textgewebe. «Das Leben ist eine Baustelle», könnte man mit einem neueren Berliner Filmtitel (Regie: Wolfgang Becker, 1996) sagen. Kehren wir noch einmal zurück zum Pariser Platz und gehen weiter in Richtung der Reichstagskuppel und des neuen Regierungsviertels. Welches Machtzentrum wird hier entstehen? Was ist von ihm im Guten wie im Schlechten zu erwarten? Brüssel sei ohnehin in vielen politischen Sachfragen schon wichtiger als Berlin, meinte *Roman Herzog* einmal zur Beschwichtigung angesichts der Sorge vor der Arroganz der «Berliner Republik».<sup>14</sup> Vielleicht lassen sich solche Befürchtungen tatsächlich entkräften, wenn eine neue Generation von Europäerinnen und Europäern ihre Identität nicht mehr an nationalen Fixpunkten orientiert, sondern mit multiplen Zugehörigkeiten leben lernt. Das Glück, beispielsweise in Berlin und Paris so etwas wie eine intellektuelle Heimat zu haben und von den Anregungen beider Städte zu leben, ist ein Teil dieser Vision. *Walter Lesch, Louvain-la-Neuve*

<sup>11</sup> Jacques Derrida, Pourquoi Peter Eisenman écrit de si bons livres (1986), in: ders., Psyché. Invention de l'autre. Galilée, Paris 1987, S. 495–508.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu Walter Lesch, Eine Ethik der Erinnerung. Französische Rekonstruktionen, in: Orientierung 63 (1999), S. 30–34.

<sup>13</sup> Empfehlenswert ist etwa Cees Notebooms großer Berlin-Roman «Allerseelen». Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998. Vgl. auch: ders., Berliner Notizen, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1991; ders., Rückkehr nach Berlin. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998.

<sup>14</sup> Vgl. auch Jürgen Habermas' Rede in der Frankfurter Paulskirche zur 50. Wiederkehr des 8. Mai 1945: 1989 im Schatten von 1945. Zur Normalität einer künftigen Berliner Republik, in: ders., Die Normalität einer Berliner Republik. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1995, S. 167–188.